

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 40.

Berlin, Montag den 3. April

1837.

### England.

Graf Essex und Sir Walter Raleigh, von Rob. Southey.

Die unter dem Namen „Cabinet-Cyclopaedia“ erscheinende Sammlung werthvoller neuer Werke bringt jetzt eine Reihe von Biographien Englischer Admirale, mit einer übersichtlichen Geschichte der Englischen Marine zur Einleitung, aus der Feder des gekrönten Dichters Robert Southey. \*) Der unerhörte Beifall, womit das Leben Nelson's, von demselben Verfasser, — in der That die trefflichste Biographie, deren irgend eine Sprache sich rühmen kann, — vom Publicum aufgenommen worden ist, hat die Redactoren der Cyclopaedia wahrscheinlich veranlaßt, sich für diesen Gegenstand an Southey zu wenden. Niemand hat aber auch wohl einen solchen Stoff besser in seiner Gewalt, als er; Niemand vielleicht brächte eine so ausgebreitete Belesenheit und eine so fernige, patriotische Gesinnung zu dieser Arbeit mit. Southey's Lebensbeschreibungen der Britischen Admirale dürften dem Englischen Publicum eine lange und reiche Folge von Unterhaltung und Belehrung gewähren.

Inzwischen scheint doch das Ganze etwas zu weitläufig angelegt zu seyn. Der vorliegende Band enthält das Leben zweier Männer, Robert Devereux's Grafen Essex und Sir Walter Raleigh's. Die Ereignisse, welche er darstellt, füllen kaum ein halbes Jahrhundert. Wie soll das werden, wenn allen ausgezeichneten Seebelden Englands in den letzten Jahrhunderten gleiche Ehre widerfahren soll? da würden fünfzig Bände nicht zureichen. Diesen Fehler hat übrigens das Werk mit allen übrigen Theilen der Cabinet-Cyclopaedia gemein; die ganze Sammlung zeichnet sich dadurch aus, daß auf Raumverhältniß, auf Methode, auf Ziel und Ende so gut wie gar nicht gesehen wird.

Robert Devereux, Graf Essex, war 1567 geboren und starb bekanntlich 1601 eines tragischen Todes auf dem Blutgerüst. Es ist ein auffallender Umstand, daß auch sein Vater und sein Großvater vor ihrem 36sten Jahre gestorben waren; der Vater, erzählt man, rief noch auf dem Sterbebette den jungen Robert zu sich und bat ihn, allezeit an die 36 zu denken. Von der Gemüthsart dieser seiner Vorfahren wissen wir nichts, aber an ihm, an Essex selbst, bewährte sich das Wort der Schrift: der Blutdürstige wird nicht die Hälfte seiner Tage leben. Alles, was er erreichte, verdankte er seiner Stellung in der Gesellschaft und der Gunst Elisabeth's, die, ihrem eigenen besseren Urtheil zum Trost, sich immer aufs neue durch die anmuthige äußere Persönlichkeit des Glücklings gewinnen ließ. Sein Lebenslauf war wenig rühmlich: von Jugend an sittenlos, gedankenlos, der Verschwendung auf niedrige Weise ergeben und eitel bis zur Albernheit; nicht besser sah es mit seinem übrigen Leben aus. Uebermüthig bauend auf die königliche Gunst und überzeugt, daß sie ihren Freund nicht im Stich lassen würde, wenn auch Alles ihn verlasse, hätte es ihm nicht schwer fallen dürfen, die hohen und wichtigen Aufträge, die ihm zu Theil wurden, müthig und geschickt zu vollziehen. Er hingegen schmeichelte sich mit allen oder beinahe mit allen. Er, der Charakter- und talentlose verzierte Glückspilz, machte sich, wie Alle seines Gleichen, durch frechen Uebermuth unzählige Feinde. Einer von diesen, ein Mann ähnlichen Schlages wie er selbst, war Raleigh, den Essex als Befehlshaber der gegen Cadix ausgeschiedenen Flotte unverdöndlich beleidigte. Dafür verfolgte Raleigh den Grafen mit grimmigem Haß bis zu seiner Todesstunde und drängte sich, als triumphirender Zeuge, zu seiner Enttastung im Tower. Es war aber nicht bloß Mangel an Verstand und Fähigkeit, wodurch Essex sich im Dienste seiner Königin verging; er beleidigte sie beständig durch seine abgeschmackte Eitelkeit, seine kindische Reizbarkeit, er ermüdete sie mit unvernünftigen Klagen, er erwies ihr Ungehorsam und Trost. Zweimal sogar wurde er zum Verräther, ein Umstand, der erst später bei seinem Prozeß und seiner Verurtheilung allgemein bekannt wurde. Als Vice-König von Irland nämlich stand er in geheimem Bernehmen mit dem Rebellenhaupt Tyrone, um sich selbst auf den Thron von England zu schwingen; ob er ihn mit Elisabeth zu theilen oder sie herabzustößen gedachte, ist nicht ausgemacht. Als er endlich wegen vielfacher, grober Vergehen ins Gefängniß geworfen wurde, hätte er noch immer mit irgend gewöhnlichem Muth von Verstand und Geduld sein Leben retten können; aber er machte es, wie alle verdienstlose Emporkömmlinge: im Glück hochfahrend und trotzig, verlor er bei hereinbrechender Widerwärtigkeit den Kopf und versank in den elendesten Kleinmuth. Man kann nichts Berächtlicheres lesen, als

seine noch aufbehaltenen bittenden Briefe an die Königin. Zu seinem Unglück und zum Glück für das Land, das ihn los wurde, war er auch im Kerker noch nicht der Mann, bei Einem Betragen zu beharren; jedes Lüstchen änderte seine Entschlüsse; er, der eben noch demüthigst um Verzeihung gebeten, verstieg sich auf einmal zu trotzigem und beleidigenden Worten, warf sich dann wieder schmäblich in den Staub, kroch, trogte, drohte, heuchelte und nahm abermals zum Verräthe seine Zuflucht. Von seinem Kerker korrespondirte er mit Päpstlichgesinnten und Puritanern, versprach ihnen, sich ihrer Rechte anzunehmen, und erbat sich dafür ihren Beistand, um alle seine persönlichen Feinde vom Hofe zu entfernen, das hieß mit anderen Worten, die Königin zu vertreiben oder gar zu ermorden. Selbst nach einem solchen Vergehen sträubte sie sich noch aus allen Kräften gegen das Todesurtheil, und hätten nicht sämtliche Höflinge den Glanzling wüthend gehaßt und sich zu seinem Tode verschworen, Essex wäre am Ende noch in Freiheit gesetzt, vielleicht gar wieder zu Gnaden angenommen worden. Die Geschichte von dem Ringe, den er der Königin geschickt und den die Gräfin Nottingham unterschlagen haben soll, ist abgeschmackt erfunden. Elisabeth war damals 67 Jahr alt, und es war durchaus nicht zu hoffen, sie jetzt noch bei einer weiblichen Schwäche zu fassen. Die Hinrichtung war, nach der vorliegenden Darstellung, gerecht, wie wenige in der Geschichte; der verächtliche Verräther starb, und keine menschliche Seele beweinte ihn, außer seiner Witwe; aber auch diese tröstete sich bald und heirathete — wir lassen Southey reden — „und heirathete den Grafen Elanricarde; in Folge dieser Vermählung bekehrte sie sich zu einer Religion, der zufolge sie glauben mußte, ihr erster Gemahl Sidney, ihr zweiter Essex und ihr Vater Walsingham seyen zu ewigen Höllenqualen verdammt.“

Wenn es von Sir Walter Raleigh gleichfalls gilt, daß er seinen Rang an Elisabeth's Hofe mehr dem Glück als dem Verdienst verdankte, so muß man doch in ihm einen fähigeren und kräftigeren Geist und einen standhafteren Charakter anerkennen, als an seinem Feinde Essex. Auch er war ohne Gesinnung und Grundfaß, liebreich, eitel, selbstgefällig in gleichem Grade, der Verstellung in noch höherem Grade fähig als Essex. Er war durch und durch falsch und durch und durch sittenlos. Seine vielen Liebes-Intriguen gereichten der Königin zu großem Verdruß; denn bei all ihrer Gunst für Raleigh konnte sie es nicht leiden, wenn an ihrem Hofe ein anderes Frauentzimmer bewundert wurde als sie. Man erkennt über die Verwegenheit Raleigh's, mit der er der Königin, in Ausdrücken der demüthigsten Liebesverzweiflung, ewige Treue zuschworen, ihr zu schwören wagte, daß er keine außer ihr liebt. Und das that er nicht Einmal, sondern oft!

„Dieses Unterfangen wäre unglücklich“, sagt Southey, „wenn uns nicht ein Brief von Raleigh an Cecil aufbehalten wäre, worin er sich selbst in seiner Rolle schildert. Der Brief enthält Anfangs nur Geschichtsberichte in Beziehung auf Raleigh's Kommando; er war nämlich Hauptmann in der Leibwache der Königin. Dann auf einmal geht er in die übertriebensten phantastischen Schmeicheleien über, die ein Mann von seinem Geiste auszusprechen und eine Königin von Elisabeth's Größe zu empfangen sich gleich sehr hätten schämen sollen. „Mein Herz“, schreibt er, „mochte nie zuvor brechen bis auf diesen Tag, da ich höre, daß unsere Königin so weit von hinnen reist, die Königin, der ich so manches Jahr auf manchen Reisen mit großer Liebe und treuer Sehnsucht nachgegangen, wo ich jetzt dahinten bleiben muß, wie in einem wüsten finsternen Kerker in der Einsamkeit. So lange Sie noch in meiner Nähe war, daß ich alle zwei oder drei Tage von ihr hören mochte, da war mein Kummer noch geringer, aber jetzt, da ich Euch schreibe, ist mein Herz ganz und gar in Gram und Elend versunken. Ich, der ich gewohnt war, unsere tapfere Königin zu sehen, hoch zu Ross wie Alexander, jagend wie Diana, einberichrend wie Venus, und zu schauen, wie ihr die blonden Locken im Wind um die flaren Wangen flatterten, wie einer Waldes-Nymphe, und wie sie im Schatten unter den Bäumen saß, gleich einer Göttin, und wie sie sang, gleich einem Engel, und zur Harfe spielte, gleich einem Dryheus, — denkt Euch meine Schmerzen! Was ist diese Welt, wenn ein Verlust mich aller dieser Lust beraubt! O, du hohe Herrlichkeit, die, sagt man, den Unglücklichen gnädig erscheinen soll, was ist aus Deiner Verzeihung geworden? Alle Wunden vernarben, nur die schmerzliche verwundete Phantasie nicht; aller Kummer wird geißelt, nur der Kummer um Weiber nicht. Sagt mir, wann kann sich Freundschaft besser erproben, als im Mißgeschick? Und wo kann die Gnade sich herrlicher zeigen, als bei Vergehungen? — Klagen und Strafen, das ist der Thiere und der Sterblichen Erbtheil; da ist göttliche Huld, wo Mitleid und Verzeihung ist. All die Erinnerung vergangener Jahre, die Liebe, die Seufzer, der

\*) Lives of the British Admirals, with an introductory view of the naval history of England. By Robert Southey. London, 1837.

Kummer, das Verlangen, — kann denn das Alles ein Mißgeschick nicht aufwiegen? Kann ein solches Meer von Süßigkeit einen Tropfen Galle nicht verhallen? Edler Herr, ich mag zum Schluß wohl rufen: Spes et fortuna valet. Die Herrin, auf die ich hoffte und vertraute, ist von binnen gegangen, und für mich hat sie nicht einen Gedanken des Mitleids, nicht eine Rücksicht auf Alles, was zuvor gewesen ist. Nun könnt Ihr mir thun, was Ihr beliebt. Ich bin des Lebens müde und wünsche meinen Tod mehr, als meine Feinde danach verlangen; und könnte ich für die Sterben, um derentwillen ich sterbe, ich wollte mich in Leben und Tod für den glücklichsten Menschen achten. Der Euzige, Namens und Titels nicht würdig. W. R.“

Zur nämlichen Zeit aber, wo er diesen Brief schrieb, hatte er eine von Elisabeth's Ehrendamen verführt und stand im Begriff, sich ins Geheim mit ihr zu vermählen.

So wenig sich Raleigh aus Worten ein Gewissen machte, so wenig macht er's aus Thaten. . . . All sein Reichthum war auf die übelste Weise erworben, und auch als Seeheld war er eigentlich nur ein Seeräuber; denn während des trübsen Friedens zwischen England und Spanien ließ er nicht ab, Spanische Besitzungen und Schiffe zu plündern und zu kapern. Als er mit Vollmacht der Königin als Gouverneur einer Englischen Kolonie nach Virginien ging, betrug er sich dort auf die unredlichste und ungebührigste Weise gegen die armen Indianer, und bei der Jagd und Räuberei, so wie bei seinen übrigen Streifzügen, nahm er jede Gelegenheit zu Raub und Plünderung an den Spaniern wahr. Doch that er nicht diesen allein die Ehre an, „sondern“, sagt Southey, „durch die Gunst der Königin und unter dem Schirm verkehrter Gesetze gelang es ihm, und er machte sich kein Gewissen daraus, manchen Raub vom Gute der Kirche an sich zu bringen. Als Doktor Coldwell von der Königin zum Bischof von Salisbury ernannt wurde, trennte sie von der Pfründe die reichen Ländereien von Esherburne nebst Park und Schloß und schenkte diese spolia optima des Bisthums ihrem Hünstling.“ Es muß indessen hinzugefügt werden, daß der Bischof selbst mit der Beraubung ganz zufrieden war; seine Einwilligung hierzu war die Bedingung, unter welcher er die Pfründe erhielt, und er hätte wohl noch manches größere Stück fahren lassen, um den Rest zu bekommen.

Die merkwürdigste, abenteuerlichste und zugleich gewissenloseste Unternehmung Raleigh's war die Expedition nach Süd-Amerika, um das fabelhafte Eldorado aufzusuchen. Da dieses sich nicht finden ließ, überfiel die Flotte mitten im Frieden die Spanischen Niederlassungen. Nach den klaren, unfehlbarsten Vorschriften des Völkerrechts hatte Raleigh hierdurch sein Leben verwirkt. Da er überdies wenig oder gar keine Beute nach Hause brachte, so wurde er vom Hofe und vom Volke sehr kalt empfangen. Dem beschloß er nach gewohnter Weise entgegenzutreten mit frechen Lügen und eiserner Stirn. Wir lassen Southey erzählen:

„Raleigh wurde nach seiner Zurückkunft bei Hofe nicht vorgelassen, auch beim Volke fand er nicht Gunst noch Beifall, weil er keine Beute mitgebracht; seine Erzählung von den Reichthümern des Landes, wohin er gefahren, fand keinen Glauben. Er ließ ein Buch ausgeben unter dem prählenden Titel: „Die Entdeckung des großen, reichen und herrlichen Königreiches Guiana, nebst einem wahrhaftigen Bericht von der großen goldenen Stadt Manoa, so bei den Spaniern Eldorado heißt, auch von den Provinzen Emeria, Aromaja, Amajaya und anderen Landschaften nebst ihren Flüssen; gesehen und beschrieben von Sir Walter Raleigh.“ In der Vorrede und Dedication nahm er den Mund voll ungeheurer Versprechungen, die aber den nöthigen Kredit weder verdienten, noch fanden; im Gegentheil, die Erfahrung von seiner Reise, die mit lauter Verlust endete, kühlte den Entdeckungseifer und den habüchtigen Unternehmungsgeist gewaltig ab.“

Das ganze Buch von Raleigh war eine große schändliche Lüge. Herr Southey drückt das sehr mild aus; er spricht von den „absichtlichen Uebertreibungen“ seines Helden, von seinen „Bemühungen, die Welt zu täuschen“, von seiner „geringen Gewissenhaftigkeit“; er giebt ihm Schuld, daß er bei seinen Bestrebungen, eine neue Expedition nach Guiana zu Wege zu bringen, „auf Wahr oder Falsch kein sonderliches Gewicht legte.“ Man konnte indessen Raleigh's Charakter in ganz England; Jeder wußte, wie verstellt, wie lügenhaft, wie durch und durch liederlich er war; Jeder mißtraute seinen Schauspielerkünsten. Southey sagt: „Weil er nie recht gerade zu Werke ging, traute man ihm auch in wichtigeren Dingen stets eine krumme und betrügerische Politik zu.“ Es war aber noch viel ärger; man konnte sich wirklich nicht genug vor ihm hüten; er war der abscheulichste, treulosste Mensch.

Es würde die Leser ermüden, wenn wir bei all den schlechten Künsten und Kniffen dieses Mannes verweilen sollten, den man uns in manchen Büchern, und namentlich auch in Walter Scott's „Kenilworth“, als einen tugendhaften, mißhandelten Helden bewundern lehrte. Eilen wir zu seinem Ende. Die große Kunst, sich Feinde zu machen, verstand er noch besser, als Essex; doch glückte es ihm, so lange Elisabeth regierte, den Sturm abzuhalten. König Jakob empfing ihn sehr frohlich und entzog ihm das Amt, welches er bei Hofe bekleidete. Um sich zu rächen, ließ Raleigh sich in ein Komplott ein, von dessen Zweck wir nichts Näheres wissen; alle Zeitgenossen und Schriftsteller sind darüber einig, daß es ein verzeufter Streich war. Man sperrte ihn in den Tower, wo er einige Jahre zuvor mit roher Freude seines Feindes Haupt fallen sehen. Die Untersuchung nahm schnell ihren Lauf, die Beweise galten als überzeugend, und es erfolgte ein Todesurtheil. Mehrere seiner Mitschuldigen wurden wirklich enthauptet; ihm selbst ließ der König unverdiente Gnade widerfahren, er blieb als Gefangener im Tower. Seine Güter, und namentlich die Ländereien von Esherburne, wurden eingezogen; dagegen setzte der König der Lady Raleigh ein Geschenk von 8000 Pfund aus, für die damalige Zeit eine sehr große Summe. Ueber zwölf Jahre blieb Raleigh eingesperrt, und

dies waren fürwahr die zwölf unschuldigsten Jahre seines Lebens. Seiner Gemahlin und seiner Dienerschaft war es gestattet, ihm Gesellschaft zu leisten.

Es ist bekannt, wie Raleigh nach seiner Freilassung einen letzten, unsinnigen und ungeschickten Plan ausbedachte: eine abermalige Expedition nach dem Spanischen Kontinent von Amerika. Ließ sich König Jakob von der Zunge des Abenteurers beschwären? es scheint beinahe. Die Expedition scheiterte bekanntlich vollständig. Raleigh verlegte sich auf seine alte Praxis, Seeräub gegen die Spanier zu treiben; aber der König nahm es strenger mit ihm. Zwiefach des Todes schuldig, erst wegen versuchten Verraths, dann wegen Bruch des Völkerrechts, wurde Raleigh bei seiner Rückkehr nach England festgenommen und hingerichtet.

Wir nehmen von dem gebaltreichen und wichtigen Buche Southey's freundlich Abschied und empfehlen es nicht bloß künftigen Geschichtschreibern als ein wohl zu nutzendes Hülfsmittel, sondern auch vornehmlich den Lesern, die bei Hume und dem Heer seiner Nachtreter nach etwas nahrhafterer Speise begierig geworden sind.

#### Bibliographie.

- Travels in Crete. — Von Rob. Pasley. 2 Bde. 42 Sh.  
Johnsoniana. — Ein Nachtrag zu Boswell's Leben Johnson's. 24 Sh.  
Britannia. — Die sittlichen Verhältnisse Britischer Seelente. Von dem Geistlichen John Harris. 4½ Sh.  
Anti-Mammon. — Von zwei Geistlichen. 6½ Sh.

## Spanien.

### Winter-Bergnügungen in Madrid. \*)

Man muß die Spanier in ihrer Häuslichkeit, in ihren Familienkreisen beobachten, wenn man ihre guten Seiten und ihre trefflichen Eigenschaften kennen lernen will. Hier nur geben sie sich selbst. Denn so sehr auch seit zweihundert Jahren die Herrschaft der Inquisition und die Nacht der Finsterniß das moralische Gewicht des Staates vernichtet hat, ist doch, wunderbar genug, das Individuum von diesem verderblichen Einflusse frei geblieben. Bei jedem anderen Volke wäre unter solchen Umständen der National-Charakter gewiß völlig ausgeartet; Dumpsheit, Verflauung und Künstlichkeit würden seine Merkmale geworden seyn; aber in Spanien war das Fundament so solide, daß selbst das chevalereske Wesen des Mittelalters noch nicht ganz verwischt ist. Das Einzige, was die Umstände herbeigeführt haben, ist, wenn man sich so ausdrücken darf, eine Art von Getheiltheit in der öffentlichen Moral, eine Getheiltheit, vermöge deren, in Folge eines stillschweigenden Einverständnisses, das Allerschlimmste und das Allerbeste in derselben Person sich neben einander finden kann. So kann z. B. der feile Beamte, der besiedliche Richter, in seinem Hause ein höchst achtungswerther sicherer Mann seyn, dem Ihr Euer Geld ungezählt anvertrauen dürft. Gemeingeist giebt es freilich in Spanien nicht; nach dieser Seite hin ist jede Regung unterdrückt, jedes echt menschliche Gefühl erstorben; wendet Ihr Euch aber nach der anderen Seite, zu dem Gastfreunde, dem Familienvater, so werdet Ihr entzückt seyn über den Adel, die Einfachheit und das Wohlwollen, die Ihr hier antrefft.

Was dem Fremden, der in Madrid ankommt, zunächst in die Augen fällt, ist die Art und Weise, mit der man hier den Ueberbringer eines Empfehlungsschreibens aufnimmt. Die Franzosen gelten im Allgemeinen für sehr höflich, aber gegen die Spanier stehen sie in diesem Punkte doch zurück. Ist man einmal einem Spanier empfohlen, so stehen er und seine Zeit uns völlig zur Verfügung. Zunächst bietet er Euch sein Haus förmlich an, und es giebt in dieser Beziehung eine lebende Formel: La casa está a la disposicion de Usted; was sogar mehr als bloße Formel ist, denn Ihr könnt kommen, wann Ihr wollt, und Ihr werdet immer dieselbe freundliche Aufnahme finden. Und wenn sie auch in ihrer gewöhnlichen Ruhe nicht immer viele Umstände bei Eurer Bewirtung machen, so könnt Ihr doch wenigstens sicher seyn, niemals ungelegen zu erscheinen und niemals als ein Ungelegener behandelt zu werden.

Im Sommer sieht man sich fast nur im Prado; hier stellt man sich vor, und hier staltet man seine Wisten ab. Die Promenade im Prado, die Cigatte und das Gefrorene bilden nebst den Stier-Rennen fast sämtliche Sommer-Bergnügungen. Im Winter aber ist der Prado kein angenehmer Ort mehr; denn ungeachtet seiner südlichen Breite ist doch die Kälte in Madrid beinahe unerträglich. Die hohe Lage der Stadt — 600 Metres über der Meeresfläche — und die Nähe des Gebirges machen, daß die Kälte hier eine ganz besondere Intensität hat. Man friert in Madrid bei vier Grad weit mehr, als in Paris bei zwölf. Vom Guadarrama her weht ein so scharfer Wind, daß er uns die Brust förmlich durchschneidet, und wenn man sich nicht, besonders so oft man gegen den Wind geht, sorgfältig in seinen Mantel einhüllt und den Mund mit dem über die Schulter geworfenen Ende verdeckt hält, so riskirt man eine Lungen-Entzündung, an der man in wenigen Tagen gestorben seyn kann. Zuweilen freilich kommen auch einige heitere, warme und sonnenhelle Tage, die jene Eis-Temperatur ein wenig unterbrechen; dann glaubt man sich mit einem Mal im Monat Mai, und es ist, als ob die Bäume ausgeschlagen müßten; alle Welt geht an diesen Tagen aus, und die Leute aus dem Volk legen sich auf offener Straße an den Mauern und auf den Stufen des Trottoirs hin, froh des Lebens, froh ihrer Sonne, dieser unschätzbaren Freundin, dieser köstlichen Schätze, den keine Revolution ihnen rauben kann. Solche Tage sind jedoch höchst selten, und mit dem Eintritte des Winters macht der fortan unwirbbare Salon des Prados den Abend-Bersammlungen, den Tertulias, Platz.

\*) Nach dem Journal des Débats.

Eine Tertulia in Madrid ist ungefähr das, was man bei uns eine Soiree zu nennen pflegt; Gesang und Tanz spielen eine Hauptrolle bei diesen Abend-Gesellschaften. Doch geht das Konzert nicht dem Balle voraus, sondern Tanz und Musik wechseln bunt durch einander ab. Man tanzt Walzer und Contre-Tänze, wie in Paris; man singt, wie in Paris, Italiänische Arien mit sogenannten chromatischen Tonsläufen; man spielt endlich, wie in Paris, Variationen von Herz auf dem Pianoforte. Da jedoch diese Musik dritten oder vierten Ranges etwas weniger gut als in Paris ausgeführt wird, so ist sie natürlich auch noch etwas langweiliger. Erwägt man dabei nun noch, daß die Spanischen Damen, die in ihrer eigenen malerischen Tracht so sehr gewinnen, in Gesellschaft nur die Französischen Moden tragen, deren kleine Kunstgriffe sie keinesweges ganz inne haben, so kann man sich leicht denken, daß eine Tertulia an sich selbst nichts sehr Anziehendes ist. Eine bemerkenswerthe und eben auch nicht annehmbare Eigenheit derselben ist überdies, daß, wie lange die Soiree auch dauern und wie groß die Hitze auch seyn mag, doch nicht einmal ein Trunk frisches Wasser gereicht wird. Solche veraltete Gewohnheiten kommen dem eben angekommenen Pariser allerdings etwas unschmackhaft vor; doch die Spanier kümmern sich darum nicht und amüsiren sich in ihren Tertulias ganz außerordentlich. Ihre Sitten sind in dieser Beziehung noch so einfach, und ihre natürliche Fröblichkeit ist noch so unverdorben, daß schon der gute Wille, sich zu amüsiren, den sie überall mitbringen, zu ihrer Unterhaltung hinreicht. Um davon ein Beispiel zu geben, will ich Ihnen einen Ball von Personen der mittleren Klasse schildern, dem ich mehrere Mal beigewohnt habe. Man tanzte in einem großen völlig unausgeschmückten Saale; der Fußboden bestand aus Quadern von Ziegelsteinen, die weißgeputzten Wände zeigten sich in ihrer natürlichen Nacktheit, und die Beleuchtung bestand aus einer Art von Kronleuchter mit Talglühten, die ein Bedienter pußte, so oft eine Pause in den Contre-Tänzen eintret. Die Erfrischungen waren von der oben bemerkten Art, aber bei alledem fand man hier immer eine sehr liebenswürdige und nicht ungewählte Gesellschaft, die von ganzer Seele vergnügt war, und in der sich außer mir gewiß Niemand fand, der sich Zeit genommen hätte, auf die sorgliche Ausstattung des Salles Acht zu geben.

Unabhängig von jenen Tertulias, die gewöhnlich in jedem Hause ein Mal wöchentlich stattfinden, versammelt sich auch noch bei einigen Leuten an jedem Abend ein traulicher Zirkel. Hier muß man sich einfließen lassen, wenn man die ganze Liebenswürdigkeit des Spanischen Charakters kennen lernen will. Bei der geringen Abwechslung, die das Leben in Madrid darbietet, ist es kaum begreiflich, wo sieben oder acht befreundete Personen alle Abend den Stoff hernehmen, um die Unterhaltung mit geistreichen Einfällen, spanischen Erzählungen und jener ewigen guten Länne zu würzen, die durch nichts verdrängt werden kann. Wir Franzosen können von den Spaniern manche Dinge lernen; in der Politik, in der Finanzwissenschaft und in der Administration sollten sie freilich bei uns in die Schule gehen, aber wir würden für die Anleihen, die sie bei uns suchen, reichlich bezahlt seyn, wenn sie uns dafür einige Elemente jener reizenden und sorglosen Fröblichkeit mittheilten, die uns leider so ganz entfremdet worden sind. Die Höflichkeit ist zwar in ihren Zirkeln etwas abgemessen und mitunter sogar peinlich: das Fragen nach dem gegenseitigen Befinden, das Beglückwünschen u. s. w. dauert sehr lange und wird niemals abgekürzt; ja nach sechs Monaten fragt man sich bei täglichem Umgange doch noch immer so aus, wie am ersten Tage; doch dies abgerechnet, sind die Manieren von einer überaus liebenswürdigen Einfachheit. So ist es unter Anderem Gebrauch, daß die Frauen und jungen Mädchen alle junge Männer ganz kurz bei ihren Vornamen anreden; diese bedienen sich natürlich desselben Vorrechtes, und eine solche Gewohnheit, so gleichgültig sie auch scheint, verbreitet doch über die ganze Gesellschaft ein herzliches und gemüthvolles Wesen, das man anderwärts nicht so leicht wiederfindet.

(Schluß folgt.)

## Frankreich.

### Die Matadore der Handelswelt.

Der Handel ist in vielen Stücken dem Kriege ähnlich: wie dieser, hat auch er seine Schlachten und Kämpfe, seine Niederlagen und Siege, seine großenzüge und Manöver, seine Feldherren und Eroberer endlich, die über den engen Raum, in welchem sie sich bewegen, hinausstreben, die es gleich den Cäsaren und Napoleonen des Krieges bedauern, daß es nicht noch neue unentdeckte Welten gebe, die sie erobern könnten. Bei diesen höheren oder niedrigeren Geistern ist der Ehrgeiz eben so sehr eigentümliches inneres Bedürfnis, als eine großartige kosmopolitische Tugend. Freilich in den rohen Anfängen einer Gesellschaft, die noch der Wiege angehört, unter dem Einfluß einer Civilisation, die nur sehr langsam fortschreitet, da sind allerdings jene gemäßigten Wünsche, jene bescheidenen Hoffnungen, jene genügsame goldene Mittelmaßigkeit, die von den Weisen so sehr gepriesen wird, vollkommen an ihrem Platze. Anders ist es in einer thätigen arbeitsreichen Epoche, wie die unsrige, in einer Zeit des Reichthums und des Fortschrittes, wo sich sämtliche vorhandene Kräfte und Lebens-Elemente in ihrem vollsten Umfang zu entwickeln streben; wer da, trotz der schönsten Talente und Fähigkeiten, trotz der günstigsten Konjuncturen für den Handel, seinen Bestrebungen gewisse unübersteigliche Schranken setzen will und, wenn er diese erlangt, die Hände in den Schooß legend, sich zu träger Ruhe verurtheilt, der begeht nicht nur an sich und seiner Familie, sondern auch an seinen Mitbürgern eine unverzeihliche Sünde; denn er läßt das schöne Pfund, welches ihm zu seinem und seiner Umgebungen Wohl anvertraut worden, ungenützt untergehen.

Der Neuling zwar wird fast immer selbst in den greiflichsten und weitesten Handlungssphären sich im voraus ein bestimmtes äußerstes Ziel

abstecken, über dessen Erreichung seine ersten und, wie er sich fest vornimmt, auch seine späteren Wünsche nicht hinausgehen werden. In diesen ersten Versuchen und Anfängen, wo ihm noch von allen Seiten Hindernisse in den Weg treten, ist die höchste Perspektive, die ihm aber nur noch wie in einem fernem unerreichbaren Traume vorschwebt, hundert, zweihundert, dreihunderttausend Thaler. Dies, sagt er, soll der größte und letzte Kampfpreis meiner Wünsche und Hoffnungen seyn; über diese Ziffer hinaus werde ich nicht weiter streben; habe ich sie erreicht, so werde ich mich blühen, sie gleich dem Seemann, den die trügerische Stille eines gefährlichen klippenreichen Meeres verführt, in neuen Speculationen preiszugeben, sondern das Erlangte im Hafen der Ruhe genießen. So spricht er oder vielmehr träumt er; da kommt die Wirklichkeit mit ihren Erfolgen und ihren höher gesteigerten Wünschen und Begierden, da sind es nicht mehr dreihunderttausend Thaler, die seinen geduldigen Hoffnungen genügen, jetzt braucht er schon eine halbe Million, und gebet ihm diese, so verlangt er die ganze. Da schreit der Haufe: Welcher Wahnsinn, sein Leben mit immer neuen unaussprechlichen Arbeiten raslos durchzuquälen und in den gefährlichen Kämpfen der Handelswelt sein Glück, Vermögen und Ansehen stets von neuem aufs Spiel zu setzen! — Der Haufe täuscht sich, er sieht nicht, wie der wahrhaft große Geschäftsmann in dieser immerwährenden Thätigkeit nur seinen eigentlichen Beruf erfüllt und mit jenen wiederholten nie befriedigten Bestrebungen noch mehr seinem Vaterlande und der ganzen Gesellschaft nützt, als sich selbst und seiner Familie. Was verlangt ihr denn auch von ihm? Er soll sich von den Geschäften zurückziehen, gerade wenn er ihrer vollkommen Herr geworden, er soll mit Ruhe und Gleichmuth jenes herrliche Centrum des Glücks und der schaffenden Thätigkeit, das er sich nach so vielen Anstrengungen gegründet, zerlösen, er soll den Kampfplatz ungeschickten Nachfolgern überlassen und vielleicht eine Stadt, eine ganze Gegend durch seine plötzliche Trägheit ins Unglück stürzen? — Freilich unter solchen Bedingungen kann überhaupt von keinem großen Handel mehr die Rede seyn.

Giebt uns doch die Natur selbst im Bienenstock und in den Bienen-Gesellschaften die schönsten Muster jener großen Handels-Gesellschaft in unserer Civilisation, wo sich die Traditionen von Vater auf Sohn fortpflanzen, wo der Name nicht untergeht, wenn auch die direkten Erben fehlen, wo vielmehr durch ihn die stolzen Erinnerungen eines Hauses, das durch Natur oder Adoption eine ununterbrochene Kette von fleißigen, geschickten Arbeitern aufweisen kann, gewissermaßen verewigt werden.

Solches sehen wir in Holland, England und den Hanseatischen Städten vor uns: hier ist der echte Handelsgeist tief in die Bevölkerung eingedrungen, hier ist für den Sohn, der im Handels-Comptoir geboren wird, schon im voraus sein Weg gezeichnet; er wird die Bahn weiter verfolgen, wo ihm seine Vorfahren vorangegangen sind, und wenn es ihm je eingefallen ist, sich in höhere Regionen zu erheben, wenn ihn jemals gewisse Träume von Dichters-, Künstlers- oder Soldatenleben gequält haben, so werden ihm die Zahlen seines Vaters schnell davon helfen, er wird bald lernen, jene Träumereien, jene Phantasieen und inneren Triebe zu unterdrücken und zu verachten; er wird seine Thaler zählen, seine Bankzettel aufhäufen, er wird jährlich neue sechs Ziffern in sein Inventarium einschreiben und sich endlich als unumschränkter Herr über mehrere Millionen mit seinem Loos zufrieden geben. Uebrigens glaube man keinesweges, daß es dem Handel ganz und gar an Poesie fehle; auch er hat seine höheren Phantasieen und Freuden, seine Genüsse und Begeisterungen. Da handelt es sich nicht bloß um todtte Zahlen, da giebt es Operationen und Unternehmungen, wo sämtliche Fähigkeiten des Geistes hervorgerufen werden, wo hitzige Gluth und Leidenschaft auf den Kampfplatz treten, Tage des Kampfes und der Arbeit, wo man alle Hindernisse überwinden muß, um den nächsten Morgen das Spiel aufs neue wieder anzufangen zu können.

Die Franzosen sind erst, so zu sagen, seit gestern in das merkantilitische Leben eingeweiht; denn vor dem Colbertschen Ministerium fanden sich nur sehr wenige Ausnahmen davon. Daher jene Trägheit und Gleichgültigkeit, welche noch heute in dieser Hinsicht dem sonst so waghalsigen und abenteuerlichen National-Charakter der Franzosen anleibt, daher jene Vorliebe zur administrativen Laufbahn, die doch, voller Schwierigkeiten und Umwege, im Vergleich zum Handel so wenig Vorteile und Reize bietet, daher jenes Haschen nach öffentlichen Stellen und Aemtern, um im Besitz dieser ein für allemal mit sich fertig zu seyn und für immer ausgefordert zu haben, freilich mit Verlust jener goldenen Unabhängigkeit, wie sie die Herren der Fabriken und Comtoirs besitzen. Daher ist in Frankreich auch von alten ehrwürdigen Traditionen des merkantilitischen Lebens nur wenig zu finden, einige Gerichte abgerechnet, die sich einer langen und reichen Praxis zu erfreuen hatten. Ist es nicht die höchste Zeit, diese thörichte Stellen- und Aemterwuth auszurotten, die so weit getrieben wird, daß es bald fast eben so viele Staatsbeamte als Staatsbürger geben wird? Und doch haben gerade die Französischen Staatsbeamten seit einem halben Jahrhundert in den verschiedenen Revolutionen mit ihren fünfzehn bis sechzehn Regierungen, von denen jede ihre neuen Kreaturen mitbrachte und die alten stürzte, gewiß die bittersten Lehren und Warnungen bekommen.

In der That, wenn man das Loos eines Schreibers, selbst eines Bureau-Chef, mit dem eines reisenden Commis vergleicht und ihnen vom Anfange ihrer Laufbahn bis zum Alter der Ruhe folgt, so sieht man auf der einen Seite nichts als ein sehr beschränktes Gehalt, eine geringe Pension und ein elendes Substanzleben; auf der andern dagegen findet man Gewinn und Vortheile, eine wachsende Zunahme, angesammelte Ersparnisse und Summen, mit einem Wort einen stetigen Fortschritt und zuletzt ein ganz hübsches Vermögen, das vor dem Alter weggelegt worden. Noch mehr: der reisende Commis kann selbst einmal Kaufmann werden, und dann wird zuweilen ein großes Fort, ja eine ganze Stadt der Lohn seiner Thätigkeit. Man frage in Saint-Etienne, das früher nur ein kleiner unbedeutender Flecken war, welches eigentlich

die Quelle seines wunderbaren Wohlstandes ist; man lasse sich dort erzählen, wie seine Bevölkerung so schnell auf mehr als 30,000 Seelen angewachsen ist. — Saint-Etienne erinnert an eine andere, zwar weniger bevölkerte, aber durch ihren Reichthum, der die Schöpfung zweier Männer war, noch merkwürdigere Stadt, ich meine Neuchâtel, die kleine Hauptstadt des Schweizer Kantons, wo es nur der vereinigten Wirksamkeit der Herren Pury und Pourtales bedurfte, um auf den Bergen und in den Thälern dieses Ländchens die größten Schätze aufzubauen.

Der erste von diesen beiden Männern, dessen Geburtsort Neuchâtel sich immer mit Stolz nennen wird, wanderte in seiner Jugend nach Ostindien, um daselbst sein Glück zu suchen. Ostindien vor damals, im vorigen Jahrhundert, gleich Süd-Amerika und den Antillen, einem thätigen, unternehmungslustigen Europäer die schönsten Aussichten auf Glück und Reichthum. Aber unserem jungen Reisenden ging es anfangs schlecht; er verlor sein bescheidenes Handelspäckchen und kam in seinem Unglück auf den Einfall, an die Obriheiten seiner Heimath zu schreiben und sie als ein Neuchâteller Stadtkind um Hilfe und Unterstützung zu bitten, damit er sich andere Handelswaren anschaffen könne. Seine Wünsche wurden erbhört, und als er in seinen Hoffnungen und Bemühungen durch neue unglückliche Umstände betrogen wurde, schrieb er zum zweitenmal nach Hause und wurde auch diesmal wieder reichlich unterstützt. Von nun an folgte das Glück Schritt für Schritt allen seinen Unternehmungen, es schien, als ob er die Menschen und die Dinge nach seinem Belieben beherrsche, und mitten in der Trunkenheit so außerordentlicher und fast wunderbarer Erfolge, da er schon Vauquier des Königs von Portugal geworden und mit mannigfachen Ehren, Orden und Würden beladen war, erinnerte er sich noch immer der ersten Dienste, die ihm seine Vaterstadt Neuchâtel geleistet. Die zahlreichen Spenden und Geschenke, die er während seiner Laufbahn hingeschickt, schienen ihm noch nicht genügend; um die ganze Schuld seiner Dankbarkeit abzutragen, wartete er bis zu seiner Todesstunde; da setzte er in seinem Testament die Stadt Neuchâtel zur universalen Erbin seines Vermögens ein, das aus mehreren Millionen bestand, wobei er jedoch keinesweges vergaß, auch seine unzähligen Verwandten reichlich zu beglücken. Mit diesem Testament verband der Wohlthäter eine Bedingung, welche den Werth desselben verdoppelte: er verordnete die Gründung einer großen Erziehungsschule, damit auch künftige Generationen, durch ausgezeichnete Studien dazu vorbereitet, das Glück und den Wohlstand Neuchâtels befördern könnten. Diese sükliche Freigebigkeit eines Kaufmanns hat ihre Früchte getragen und wird auch gewiß noch in der Zukunft die schönsten Resultate liefern.

Was Herrn Pourtales betrifft, so verbreiteten sich dessen Handelsoperationen über die beiden Hemisphären; er war der Nebenbuhler des Hope'schen Handlungshauses und der Voelcker'schen der Rothschilds, und auch sein Andenken wird in Neuchâtel mit Stolz und Ehrfurcht bewahrt. Man kann seine verschiedenen Comptoirs, aus welchen mehr als zwanzig Millionäre hervorgegangen sind, mit dem Zelte des großen Alexanders von Macedonien vergleichen; hier, wie dort, sind die Stellvertreter und Nachfolger des großen Mannes in seiner Schule gebildet worden und haben sich in sein Reich getheilt.

Angenommen, Herr von Pourtales hätte einen sehr bescheidenen, genügsamen Sinn gehabt und ein ruhiges, ungestörtes Leben ohne Arbeit und Sorgen mehr als Alles geliebt, was wäre aus den Commis, deren Zukunft er geschaffen hat, was wäre aus der Bevölkerung geworden, welcher er durch die Macht seines Beispiels einen reichen Kreis von Arbeit und Thätigkeit hinterlassen? — Dieser rastlose, unermüdbliche Mann fand nur in der Arbeit Ruhe und Heiterkeit; wie oft war er nach mehreren schlaflosen Nächten, nach einer Postreise von zweihundert Meilen, in Hamburg oder in London angekommen, um sich daselbst eine ganze Woche lang mit den verschiedensten Angelegenheiten zu beschäftigen, wobei er sich kaum zwei Stunden Schlaf gönnte! Gleich Napoleon mußte er rings um sich lauter Menschen mit eisernen Muskeln haben; aber freilich hatten diese dann auch nicht die geringste Sorge mehr, er sicherte ihnen die glänzendste, unabhängigste Stellung. — Derselbe Mann gewöhnte sich, trotz seines ungeheuren Vermögens, in allen seinen Lebensverhältnissen an die größte Einfachheit und Genügsamkeit, an eine Dekonomie, die nichts mit dem Geiz zu thun hatte; denn sie vertrat sich vielmehr sehr gut mit jener höheren freigebigen Großmuth, durch welche erst eine weise Sparsamkeit gewissermaßen geädelt wird.

Als er eines Abends in seine Wohnung kam, fand er im Vorhof einige Latendrücker von dem Hospiz des Sankt Bernhard, die in die Thäler hinabgestiegen waren, um daselbst für die grenzenlosen Bedürfnisse einer so unbeschränkten Gastfreundschaft, wie sie das Hospiz gewährt, Unterstützungen und Spenden zu sammeln. Sie fanden weder eine Lampe, noch sonst ein Licht, und Herr von Pourtales war genöthigt, die sammelnden Brüder zu führen. Auf den Ruf des Herrn erschien eine Magd, und indem sie am Feuer Licht anzünden wollte, warf sie ein Ländchens weg, welches sie vergebens den Kofeln genähert hatte. — „Was machst Du da!“ rief Pourtales in strengem Tone, „die andere Seite ist ja noch brauchbar.“ Er hob das Hölzchen auf und brachte es mit Erfolg. Man kann denken, mit was für Gesichtern die beiden Brüder sich einander ansahen; stumm und in ihren Hoffnungen bitter getäuscht, erwarteten sie traurig die Rückkehr des vermeinten Knaufers; aber wie waren sie erstaunt, als der reiche Neuchâteller zurückkam und einen schweren Sack mit 600 Schweizer Livres in der Hand mitbrachte. „Hier ist meine Gabe für das Hospiz“, wandte er sich an sie, und jene sammelten in ihrer Verwirrung einige unzusammenhängende Dankszugungen. — „Aha, ich verstehe Euch, Ihr könnt Euch mein Betragen nicht zusammenreimen; aber eben dadurch, daß

ich von jeder selbst die beiden Spitzen eines Ländchens nützlich anzuwenden wußte, kann ich Euch heute für Euer Hospiz diesen Geldsack geben.“

Ein andermal sah er einen seiner Commis, den er besonders liebte, eine Feder, deren Spitze fast ganz abgenutzt war, als unbrauchbar wegwerfen. Ein Blick des Herrn brachte den jungen Mann außer Fassung; er erinnerte sich an die Geschichte vom Ländchens und suchte vergebens, sich mit dem schlechten Zustand einer alten nutzlosen Feder zu entschuldigen. Herr von Pourtales hob sie stillschweigend auf, las seine Zeitungen und Papiere weiter, und als sich unter den Briefen einer aus Bordeaux fand, in welchem einer von seinen Korrespondenten ihn um eine Frist für eine Summe von hunderttausend Franken bat, deren Abzahlung zur Verfallzeit ihn ruinirt hätte, wandte er sich an den Commis: „Ich will Ihnen zeigen, wie man diese Feder noch brauchen kann“, und schrieb nun einen Brief, worin er für die Schuld noch ein Jahr lang Frist gab und dem Schuldner einen neuen Kredit eröffnete.

In diesen Zügen stellt sich der Charakter des Mannes vollkommen heraus, ein Charakter, der sich immer gleich blieb und der ihm die Achtung seiner Konkurrenten in so hohem Grade verschaffte, daß man oft die Eröffnung einer großen Messe verschob, bis er selbst angelangt war. Uebrigens machte ihn diese Ehrerbietung keinesweges eitel und hochmüthig, so wie er wieder auf der anderen Seite, wenn man ihm die schuldige Achtung und Rücksicht fehlend ließ, sich durchaus nicht gleichgültig oder schwach und nachgiebig bewies. Als z. B. in Amsterdam eine Coalition seiner Nebenbuhler sämtliche gefalzene Fische aufgelauft hatte, rächte er sich dadurch, daß er alle Fässer und Tonnen, die er in Holland finden konnte, für sich in Beschlag nahm; in einigen Stunden war diese ungeheure Operation vollendet. Da kamen zwei Tage nachher seine Gegner zu ihm, ihn um Verzeihung zu bitten; es fehlte ihnen durchaus an allen Mitteln, ihre gefalzene Vorräthe, die in den Magazinen aufgebaut lagen, fortzuschaffen. Nun, da die Deckung einmal gegeben war, mißbrauchte er seine Vortheile keinesweges, sondern begnügte sich, an den Einkäufen, die sie gemacht hatten, Theil zu nehmen. — Bei seinem Tode hinterließ er seinen Kindern gegen 40 Millionen; doch nach dem Beispiel des Herrn Pury vergaß auch er nicht, seine Vaterstadt Neuchâtel mit einer besonderen Stiftung zu dotiren, und zwar mit einem Hospital, in welchem sämtliche Kranke, die nicht aus dem Kanton gebürtig seyen, ohne Unterschied des Landes und der Religion, aufgenommen werden sollten: gewiß ein herrliches Beispiel des großartigsten kosmopolitischen Edelmuths von einem Manne, welcher sein ganzes Leben hindurch das schönste Muster der Universalität des Handels in sich repräsentirte und, ohne jemals den höheren Welt-Interessen zu schaden, doch damit seinen fortstrebenden, nie ruhenden Ehrgeiz für sich selbst vereinigte, ohne welchen ja nichts Großes auf der Welt geschehen kann. (Rev. Fr.)

### Mannigfaltiges.

— Pariser Theater und Bühnendichter-Honorare. Ein Französisches Journal (le Monde dramatique) berechnet, daß in Paris mehr als 30,000 Familien vom Theater leben. Im Jahre 1836 hat das Publikum der Französischen Hauptstadt nicht weniger als sechs Millionen Franken für seine Theater-Vergnügungen ausgegeben. Diese sechs Millionen sind unter Bühnendichter, Direktoren, darstellende Künstler, Musiker, Kaufleute, Handwerker und endlich auch unter die Armen vertheilt worden, denen bekanntlich ihr Antheil an den Einnahmen ebenfalls garantirt ist. Seit dem Jahre 1809, also in 28 Jahren, sind in Paris 3007 neue Stücke gegeben worden, worunter mehr als 4000 Vaudevilles. Die unfruchtbarsten Jahre waren 1809 mit 121 und 1814 mit 122 Stücken; am fruchtbarsten war das Jahr 1836, in welchem auf den 16 oder 17 verschiedenen Theatern von Paris 296 neue Stücke aufgeführt wurden. Diese haben in der Hauptstadt allein nicht weniger als 153,812 Franken 83 Cent. ihren Verfassern an Honorar eingebracht. In Bezug auf die Feststellung desselben hat jede Pariser Bühne ihren besonderen Tarif, nach einem mit der „dramatischen Kommission“, die über die richtige Auszahlung der Honorare zu wachen hat, bestehenden Vertrage. So zahlt z. B. die große Oper für jede der ersten 40 Vorstellungen eines Werkes 500 Fr. und für jede folgende, wenn das Stück nur einen Akt oder zwei hat, 30 Franken. Die Ballette erhalten ein Drittel weniger als die Opern. Im Theatre Français beziehen die Verfasser für ein vier- oder fünftaktiges Stück den ersten, für ein dreitaktiges den sechzehnten und für ein kleineres Stück den vierten Theil der Einnahme. Trotz dieses bedeutenden Ansages hat jedoch das Theatre Français verhältnismäßig weniger an Honoraren zu bezahlen, als die anderen großen Bühnen, weil es häufig die älteren Stücke des sogenannten klassischen Repertoire giebt, die natürlich nicht honorirt zu werden brauchen. Inzwischen betragen seine droits d'auteurs im vorigen Jahre doch 37,863 Fr. 39 Cent. Die komische Oper, die gewöhnlich ein größeres und ein kleineres Stück an jedem Abend giebt, zahlt für das größere 87 und für das kleinere 6 Procent von der Brutto-Einnahme. Die vier größeren Vaudeville-Theater geben den Verfassern zwölf Procent von der Abendkasse ab, die dann verhältnismäßig nach der Anzahl der Akte unter die verschiedenen Autoren zu vertheilen sind. Die Theater der Porte St. Martin und „Gaité“ zahlen nur 10 Procent ihrer Einnahmen, weil sie mehr als jene Vaudeville-Bühnen auf Decorationen und Kostüme verwenden müssen. Selbst der Circus des Herrn Franconi ist von dieser Abgabe nicht befreit, und obgleich hier im Jahre 1836 nur vier Monate gespielt worden ist, haben die Honorare der Spektakelstück-Verfasser doch 6156 Fr. 3 Cent. betragen.